

LSY



*Lessing*  
*Yearbook / Jahrbuch XLV*

*Lessing Society 2018*

*Wallstein*

*Lessing Yearbook / Jahrbuch XLV*

2018

# Lessing Yearbook / Jahrbuch XLV, 2018

Founded by Gottfried F. Merkel and Guy Stern  
at the University of Cincinnati in 1966  
continued by Richard Schade, Herbert Rowland and Monika Fick  
John A. McCarthy, *senior editor*  
*Vanderbilt University*

Carl Niekerk, *managing editor*  
*University of Illinois, Urbana-Champaign*  
Monika Nemon, *assistant and book review editor*  
*The University of Memphis*

## EDITORIAL BOARD

Wolfgang Albrecht, *Klassik-Stiftung Weimar*  
Barbara Becker-Cantarino, *Ohio State University – Emerita*  
Wolfgang F. Bender, *Universität Münster – Emeritus*  
Helmut Berthold, *Lessing-Akademie, Wolfenbüttel*  
Matt Erlin, *Washington University*  
Monika Fick, *RWTH Aachen University*  
Daniel Fulda, *Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg*  
Sander L. Gilman, *Emory University, Atlanta*  
Willi Goetschel, *University of Toronto*  
Alexander Košenina, *Leibniz-Universität Hannover*  
Barbara Mahlmann-Bauer, *Universität Bern*  
Thomas Martinec, *Universität Regensburg*  
John A. McCarthy, *Vanderbilt University – Emeritus*  
Michael Morton, *Duke University – Emeritus*  
David Price, *Vanderbilt University*  
Ritchie Robertson, *University of Oxford*  
Richard Schade, *University of Cincinnati – Emeritus*  
Ann C. Schmiesing, *University of Colorado, Boulder*  
Birka Siwczyk, *Arbeitsstelle für Lessingrezeption – Lessing-Museum Kamenz*  
Guy Stern, *Wayne State University – Dist. Prof. Emeritus*  
Stefanie Stockhorst, *Universität Potsdam*  
Liliane Weissberg, *University of Pennsylvania, Philadelphia*  
W. Daniel Wilson, *University of London*  
Carsten Zelle, *Ruhr-Universität Bochum*

## EDITORIAL ASSISTANT

Jeff Castle

# Lessing Yearbook/Jahrbuch

## XLV

### 2018

Edited for the Lessing Society by  
Carl Niekerk (University of Illinois at Urbana-Champaign)  
Book Reviews edited by  
Monika Nenon (The University of Memphis)



WALLSTEIN VERLAG

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des College of Liberal Arts and Sciences der University of Illinois at Urbana-Champaign und des Departments of World Languages and Literatures der University of Memphis.



Englische Artikel sollten den Regeln des MLA Handbook, deutsche denen des Wallstein Verlags folgen.

Anschrift:

c/o Prof. Dr. Carl Niekerk, Department of Germanic Languages and Literatures,  
University of Illinois, Urbana-Champaign, IL 61801-3676;

E-Mail: [niekerk@illinois.edu](mailto:niekerk@illinois.edu)

c/o Prof. Dr. Monika Nenon, Department of World Languages and Literatures, The  
University of Memphis, Memphis, TN 38152; E-Mail: [mcnenon@memphis.edu](mailto:mcnenon@memphis.edu)

Wallstein Verlag, Geiststraße 11, D-37073 Göttingen. Web Site: [www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)

Der Umschlag zeigt das von Johann Friedrich Bause nach einem Ölgemälde von Anton Graff gestochene Porträt Lessings (Leipzig 1772: Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Signatur A 12373).

© 2018 Wallstein Verlag, Göttingen

[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)

ISBN (Print) 978-3-8353-3322-2

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4276-7

ISSN (Print) 0075-8833

## Contents

KATHRIN WITTLER	
Von Autorschaft, Freundschaft und anderen Hasardspielen. Mendelssohns Zueignung seiner <i>Philosophischen Schriften</i> (1761) an Lessing . . . . .	7
CHRISTOPH SCHMITT-MAASS	
Verstehen statt vernichten. Der Literaturkritiker als Anatomist bei Gotthold Ephraim Lessing . . . . .	29
SUSAN GUSTAFSON	
The Free Play of Imagination in Lessing's <i>Laokoon</i> . . . . .	53
MICHAEL MULTHAMMER	
Gegen wen richtet sich die Polemik in Lessings Freimaurergesprächen <i>Ernst und Falk</i> ? Zur Funktion der Dialogform . . . . .	71
JAN KÜHNE	
A Parable of Three Languages. <i>Nathan der Weise</i> in Arabic, Hebrew, and German . . . . .	91
WOLFGANG JANSEN	
Theatralische Gedächtnisfeiern nach Lessings Tod 1781. Protagonisten – Spielstätten – Kontexte . . . . .	111
REINHARD G. MÜLLER	
Perspektivischer Kosmopolitismus. Lessing und Nietzsche . . . . .	133
Lessing's Laughter / Lessings Gelächter	

Lessing's Laughter / Lessings Gelächter  
 Papers from the MLA Conference 2018 /  
 Vorträge der MLA Konferenz 2018  
 edited by / herausgegeben von Mary Bricker / Carl Niekerk

MARY BRICKER • CARL NIEKERK	
Introduction: The Wit and Wisdom of Lessing's Laughter . . . . .	157
ROBERT VELLUSIG	
Lessings Theodizee des Lachens und die Komik der Misanthropie . . . . .	161
CHRISTINE EICKENBOOM	
Lessings komödienhaftes Lachen als Strategie der Vermittlung zwischen rationalistischen Anforderungen und sozialer Lebenswirklichkeit . . . . .	183
ANNE LAGNY	
Laughter in Lessing's <i>Nathan der Weise</i> . . . . .	201
RICHARD E. SCHADE	
Lessing's Lyric Laughter . . . . .	219
Book Reviews . . . . .	227
Index to Book Reviews . . . . .	281

# Von Autorschaft, Freundschaft und anderen Hasardspielen

## *Mendelssohns Zueignung seiner Philosophischen Schriften (1761) an Lessing*

KATHRIN WITTLER

Im Oktober 1761 veröffentlicht Moses Mendelssohn eine zweibändige Sammlung seiner frühen *Philosophischen Schriften* bei dem Berliner Verleger Christian Friedrich Voß. Dem für Gotthold Ephraim Lessing bestimmten Buchexemplar lässt er vorne ein Einzelblatt einbinden, das mit einer »Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen« bedruckt ist. In dieser scherzhaft mahnenden Adresse beklagt Mendelssohn den Umstand, dass der Freund sich dem gemeinsamen Berliner Projekt der *Briefe, die neueste Litteratur betreffend* entzogen habe und sich in Breslau dem Glücksspiel hingebe. Fünf weitere Exemplare dieses Blattes gibt Mendelssohn an ausgewählte Freunde, darunter seine Hamburger Braut Fromet Gugenheim und der Berliner Verleger Friedrich Nicolai.<sup>1</sup> Keines der sechs Exemplare hat sich bislang gefunden; der Wortlaut des Textes ist nur dank einer Fußnote in Karl Gotthelf Lessings Darstellung von *Gotthold Ephraim Lessings Leben* (1793) überliefert.

Auf den ersten Blick mag Mendelssohns »Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen« wie eine Marginalie der Literaturgeschichte erscheinen; und sie hat tatsächlich bislang weder in der Lessing- noch in der Mendelssohn-Forschung nennenswerte Aufmerksamkeit erfahren. Bei genauerem Hinsehen aber erweist sich, dass sie es im wahrsten Sinne des Wortes in sich hat. Von diesem kleinen Text aus erschließen sich die Spannungsfelder aufklärerischen Schreibens zur Zeit des Siebenjährigen Krieges zwischen privater und öffentlicher Kommunikation, überkommenem Mäzenatentum und neuen Buchmarktbedingungen, Autorschaft und Freundschaft. Unter besonderer Berücksichtigung ihrer gattungsspezifischen Performanz und ihrer intertextuellen Vernetzung werde ich im Folgenden die mendelssohn-sche »Zueignungsschrift« als einen Schlüsseltext der literaturgeschichtlichen Konstellation um 1760 lesen und zeigen, inwiefern in ihr Mendelssohns Sprechposition als jüdischer Aufklärer greifbar wird.

Zunächst aber gilt es die historischen und biographischen Bedingungen zu klären, unter denen Mendelssohn die »Zueignungsschrift« verfasst. Ab 1749 hält sich Lessing mehrmals für unterschiedlich lange Zeiträume in Berlin auf, lernt dort 1754 Nicolai und Mendelssohn kennen und macht diese beiden wiederum miteinander bekannt. Zwischen den Söhnen eines

Kamenzer Pfarrers, eines Berliner Buchhändlers und eines Dessauer Gemeindeschreibers entspinnt sich eine ungewöhnliche Freundschaft.<sup>2</sup> Alle drei jungen Männer befinden in einer Auf- und Umbruchphase. Der 21jährige Nicolai ist soeben mit seinen *Briefen über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland* (1754) in Erscheinung getreten; der 25jährige Lessing veröffentlicht eine sechsbändige Ausgabe seiner bisherigen *Schriften* und erlebt mit dem Trauerspiel *Miß Sara Sampson* (1755) den literarischen Durchbruch; der fast gleichaltrige Mendelssohn, der sich in den vergangenen Jahren vom Hauslehrer zum Buchhalter eines Seidenhändlers hochgearbeitet hat, als zugewanderter Jude aber nach wie vor ein prekäres Aufenthaltsrecht in Berlin besitzt, eröffnet seine lebenslange philosophische und literaturkritische Rezensions- und Reflexionstätigkeit mit *Philosophischen Gesprächen*, die 1755 dank Lessings Vermittlung bei Voß erscheinen. Im selben Jahr verfassen Mendelssohn und Lessing gemeinsam die Schrift *Pope, ein Metaphysiker!* Mehrmals wöchentlich kommen die drei in Nicolais Garten zu Gesprächen zusammen.

Diese kurze und intensive gemeinsame Zeit ist der Auftakt zu einem ebenso dauerhaften wie wechselvollen Kooperations- und Austauschverhältnis. Im Oktober 1755 reist Lessing plötzlich nach Leipzig ab, ohne den Freunden Bescheid zu geben. Während die Drei ihren berühmten Briefwechsel über das Trauerspiel führen, wird in Abwesenheit Lessings die Freundschaft zwischen Nicolai und Mendelssohn enger und trägt auch publizistische Früchte: Mendelssohn liefert ab 1757 zahlreiche Rezensionsbeiträge für Nicolais *Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste*. Nachdem Lessing im Mai 1758 nach Berlin zurückgekehrt ist, gründen die drei Freunde – mitten im Siebenjährigen Krieg – das epochemachende Rezensionsblatt *Briefe, die neueste Litteratur betreffend*, das ab Januar 1759 erscheint. Am 7. November 1760 indes verlässt Lessing die Stadt erneut in aller Heimlichkeit und tritt als Sekretär in den Dienst des Generals von Tauentzien in Breslau. Wiederum, wie schon während seiner Abwesenheit zwischen 1755 und 1758, erweist er sich als nachlässiger Briefpartner. Erst einen Monat später, am 7. Dezember 1760, erklärt er Mendelssohn brieflich seine fluchtartige Abreise und verspricht, trotzdem weiter Beiträge für die *Litteraturbriefe* zu liefern (*WB* 11.1: 356f.).<sup>3</sup>

In seinem Antwortschreiben vom 19. Dezember 1760 beklagt Mendelssohn die Entfernung des Freundes: »Bester Freund! Ich lebe seit Ihrer Abwesenheit, mitten in dieser großen Stadt, wie in einer Einsiedelei. [...] Schreiben Sie mir ja fleißig, mein lieber Freund! damit ich wenigstens des einzigen Vergnügens nicht beraubt werde, das mir noch übrig ist« (*JubA* 11: 189f.).<sup>4</sup> Doch sowohl Lessings Briefe als auch die angekündigten Beiträge für die *Litteraturbriefe* bleiben aus. So drängt Mendelssohn am 11. Februar 1761 in einem weiteren Brief:

Wo bleiben aber die Blätter, die Sie in Ihrem einzigen Schreiben so gewiß versprochen? Doch was kümmern mich die Blätter? Wo bleiben Ihre Briefe, liebster Freund, die ich mit so vielem Verlangen erwarte? In der wüsten Einsamkeit, in welcher ich jetzt lebe, sind Ihre freundschaftlichen Briefe der einzige Umgang, nach welchem ich mich sehne, und ohne welchen ich unmöglich zufrieden leben kann. Unsere Correspondenz wird nur gar zu bald, und wer weiß auf wie lange? unterbrochen werden. Lassen Sie mich der kurzen Zeit genießen, die uns der wütende Krieg noch gönnt. (*JubA II: 193*)

Die Zeitökonomie des Krieges ist hier in Mendelssohns Appellen an den Freund, der sich nach Breslau abgesetzt hat, ebenso präsent wie in den *Litteraturbriefen*. Für diese hatte Lessing im ersten Heft einen fiktiven Anlass entworfen: Ein Offizier sei in der Schlacht von Zorndorf verwundet worden und habe seine Freunde in Berlin gebeten, ihn über die neuesten literarischen Entwicklungen in Kenntnis zu setzen und ihm so die Langeweile zu vertreiben. Die für den Offizier verfassten Briefe würden nun dem »Publico« mitgeteilt (*WB 4: 455*). Auf ebendiese Herausgeberfiktion spielt Mendelssohn in seinem Brief an Lessing vom 11. Februar 1761 an:

Sie müssen nunmehr alle Briefe über die Litteratur, die nicht ganz leer von neuen Gedanken sind, ansehen, als wenn sie an Sie gerichtet wären. Für meinen Theil kann ich Sie versichern, daß ich weder den eingebil- deten Officier, noch das Publikum in den Gedanken habe, so oft ich nicht bloß abschreibe, sondern selbst zu denken wage. Sie sind der Mann, den ich anrede, und dessen Urtheile ich meine unreifen Einfälle unterwerfe. Da ich des Glücks beraubt bin, sie mündlich mit Ihnen überlegen zu können; so ists immer einerley, ob sie Ihnen gedruckt, oder geschrieben unter die Augen kommen. Taugen sie nichts, so mag die [Druck-]Presse vergebens geseufzt haben. Das deutsche Publikum ist gütig! (*JubA II: 192 f.*)

Mendelssohn statuiert seine Freundschaft zu Lessing hier durch ein Spiel mit den Adressierungskonventionen und -innovationen der Zeit, indem er der Herausgeberfiktion der öffentlichen *Briefe, die neueste Litteratur betreffend* die Adressatenstruktur seiner privaten Briefe an Lessing unterlegt. In Ermangelung mündlicher Gespräche sei es, so Mendelssohn, ohnehin »einerley«, ob seine Briefe Lessing »gedruckt, oder geschrieben unter die Augen kommen«. Mit dieser rhetorischen Volte vergegenwärtigt Mendelssohns Schreiben die Faszinationskraft, die das ostensible Medium des Briefs in einer Zeit hat, in der sich die Bedingungen des Veröffentlichens tiefgreifend wandeln.

Festzuhalten ist allerdings, dass Mendelssohns private Adressateneinschreibung in eine öffentliche Herausgeberfiktion aus der schieren Not geboren ist, nämlich einer tief empfundenen Einsamkeit nach Entfernung des geschätzten Gesprächspartners. Zwar gewinnen Nicolai und Mendelssohn im Januar 1761 den jungen Mathematik- und Philosophieprofessor Thomas Abbt als neuen Mitarbeiter für die *Litteraturbriefe*, zwar lernt Mendelssohn während seines Aufenthalts in Hamburg im April und Mai 1761 seine spätere Ehefrau Fromet Gugenheim kennen und beginnt einen intensiven Briefverkehr mit ihr, doch bleibt der Verlust Lessings spürbar. Das ist Mendelssohns Lage, als er im Herbst 1761 die »Zueignungsschrift« verfasst, um die es nun gehen soll:

#### Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen

Die Schriftsteller, die das Publikum anbeten, beklagen sich, es sey eine taube Gottheit; es lasse sich verehren, und anflehen; man rufe von Morgen bis an den Mittag, und da wäre keine Stimme noch Antwort. Ich lege meine Blätter zu den Füßen eines Götzen, der den Eigensinn hat, eben so harthörig zu seyn. Ich habe gerufen, und er antwortet nicht. Jetzo verklage ich ihn vor dem tauben Richter, dem Publiko, das sehr oft gerechte Urtheile fällt, ohne zu hören. Die Spötter sagen: Rufe laut! Er dichtet, hat zu schaffen, ist über Feld, oder schläft vielleicht, daß er erwache! – O nein! Dichten kann er, aber leider! will ja nicht; Reisen möchte er, aber das kann er nicht. Zum Schlafen ist sein Geist zu munter, und zu Geschäften zu faul. Sonst war sein Ernst das Orakel der Weisen, und sein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren; aber itzt ist das Orakel verstummt, und die Narren trotzen ungezügelt. Er hat seine Geißel Andern übergeben, aber sie streichen zu sanft, denn sie fürchten Blut zu sehen. – Und er,

»Wenn er nicht hört, noch spricht, nicht fühlt,  
Noch sieht; was thut er denn? – Er spielt.«<sup>5</sup>

Diese an einen »seltsamen Menschen« gerichtete kapriziöse Zitat-Montage mutet selbst höchst seltsam an. Ihre intertextuellen Bezüge gilt es nun Schritt für Schritt nachzuvollziehen. Die Überschrift und die paargereimten Schlussverse bilden eine Zitatklammer um den Text. Mit der Adressierung »an einen seltsamen Menschen« variiert Mendelssohn den Titel der Fabel *Die seltsamen Menschen* des Halberstadter Regierungsrats Magnus Gottfried Lichtwer. In den durch Anführungszeichen markierten Schlussversen zitiert er die Schlusspointe dieser Fabel in einer Bearbeitung von Karl Wilhelm Ramler: »Wenn sie nicht reden, hören, fühlen, / Noch sehn, was thun sie denn? – Sie spielen.«<sup>6</sup> Der Schwebezustand der mendelssohnschen »Zueig-

nungsschrift« zwischen moralisierender Mahnung und feinem Witz wird mit diesem Titel- und Schlusszitat intertextuell und textstrukturell im Rahmen eines Genres gehalten, das in seiner aufklärerischen Adaption – nicht zuletzt durch Lessings *Fabeln. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts* (1759) – ebendiese Doppelqualität gewonnen hat.<sup>7</sup> Der Zitatrahmen verweist darüber hinaus ganz konkret auf die intensive Auseinandersetzung mit Theorie und Praxis der Fabel im Kreis der Berliner Freunde,<sup>8</sup> in dem die Fabeln Lichtwers 1761, zur Zeit der Übersendung der »Zueignungsschrift«, aufgrund eines urheberrechtlichen Konflikts erneut im Gespräch sind.<sup>9</sup> Mit Lichtwers Fabel *Die seltsamen Menschen* evoziert Mendelssohn also allgemein ein populäres Genre der Aufklärung und konkret seinen produktiven Austausch mit Lessing.

Inhaltlich greift Mendelssohn mit Lichtwers Fabel eine Warnung vor der Spielsucht auf. Die tauben, stummen, unzugänglichen und deshalb *seltsamen Menschen* nämlich, von denen in Lichtwers Fabel ein Weitgereister in seiner Heimat zu berichten weiß, tun nichts anderes als, so die Schlusspointe, in aller Besessenheit zu spielen. Mendelssohn adaptiert diese Pointe, um Lessings Leidenschaft für das Glücksspiel zu tadeln, der dieser in Breslau besonders intensiv nachgeht. In der Bloßstellung eines unsittlichen Lebenswandels erschöpft sich der Verweis auf das Spielen in der »Zueignungsschrift« freilich nicht. Vielmehr erinnert Mendelssohn mit dem Thema des Glücksspiels auch daran, dass er selbst und Lessing sich in den vorhergehenden Jahren intensiv am breiten, kritisch-kontroversen Diskurs über das Hasardspiel beteiligt hatten,<sup>10</sup> der durch das Aufkommen der Wahrscheinlichkeitsrechnung bedingt war.<sup>11</sup> Vor diesem Hintergrund erklärt sich Lessings Reaktion auf die »Zueignungsschrift«. In einem Brief an Mendelssohn vom 17. April 1763 greift er, noch immer in Breslau, deren scherzhaften Ton auf:

Wenn ich endlich einmal Zeit bekomme, liebster Freund, Ihnen meine Anmerkungen über Ihre philosophischen Schriften mitzuteilen: so können Sie leicht glauben, daß ich mich auch des seltsamen Menschen darin annehmen werde. Ich habe eine Menge Sophistereien über das Spiel auszukramen. Das fehlte noch, werden Sie sagen. Allerdings; denn das Pharao für sich ist so gedankenlos, daß man sich doch mit etwas dabei beschäftigen muß. (*WB* II.I: 385)

Indem Lessing sich selbst hier in der Doppelrolle eines Spielers und Spieltheoretikers figuriert, der gerade *beim* »gedankenlosen« Pharao-Spiel besonders gut seinen Gedanken *über* das Spiel nachhängen könne, führt er die beiden Ebenen der mendelssohnschen Spiel-Allusion – einerseits liederliche Zeitvergeudung Lessings, andererseits gemeinsamer Reflexionsgegenstand –

in einem Komplementärverhältnis zusammen und verteidigt damit auf feinsinnig ironische Weise seinen Breslauer Lebenswandel.<sup>12</sup>

Zwar nimmt Lessing in seiner brieflichen Antwort nur auf den Rahmen der Zueignung Mendelssohns ausdrücklich Bezug, doch haben sicher auch die elaborierten Anspielungen in dem dazwischenliegenden Text einiges Schmunzeln bei ihm hervorgerufen. Der merkwürdige Charakter des kleinen Textes erklärt sich nämlich daraus, dass er fast vollständig aus Zitaten zusammengesetzt ist, und zwar, wie im Folgenden durch entsprechende Nachweise in eckigen Klammern kenntlich gemacht ist, zu erheblichen Teilen aus alttestamentlichen Phrasen:

Die Schriftsteller, die das Publikum anbeten, beklagen sich, es sey eine taube Gottheit; es lasse sich verehren, und anflehen; man rufe von Morgen bis an den Mittag [1. Könige 18,26], und da wäre keine Stimme noch Antwort [1. Könige 18,26 und 29]. Ich lege meine Blätter zu den Füßen eines Götzen, der den Eigensinn hat, eben so harthörig [Hebräer 5,11] zu seyn. Ich habe gerufen, und er antwortet nicht [Hohelied 5,6]. Jetzo verklage ich ihn vor dem tauben Richter, dem Publikum, das sehr oft gerechte Urtheile fällt, ohne zu hören [Jesaja 11,3-4]. Die Spötter sagen: Rufe laut! Er dichtet, hat zu schaffen, ist über Feld, oder schläft vielleicht, daß er erwache! [1. Könige 18,27] – O nein! Dichten kann er, aber leider! will ja nicht; Reisen möchte er, aber das kann er nicht [Psalm 115,5-7]. Zum Schlafen ist sein Geist zu munter, und zu Geschäften zu faul. Sonst war sein Ernst das Orakel der Weisen, und sein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren [Sprüche 26,3]; aber itzt ist das Orakel verstummt, und die Narren trotzen ungezügelt. Er hat seine Geißel Andern übergeben, aber sie streichen zu sanft, denn sie fürchten Blut zu sehen.

Im ersten Satz nimmt Mendelssohn auf den tiefgreifenden Wandel Bezug, dem die Bedingungen des Schreibens und Publizierens zu dieser Zeit unterliegen. Mit »Publikum« verwendet er ein literaturpolitisches Reizwort, das um 1760 als Bezeichnung für die wachsende soziale Schicht einer gebildeten Leserschaft noch im Ruch des Neuen und Zweifelhaften steht.<sup>13</sup> Was Mendelssohn nun in seiner »Zueignungsschrift« problematisiert, ist ein fehlgeleiteter Umgang mit dieser neuen, schwer greifbaren Größe des literarischen Lebens. Wenn Schriftsteller das Publikum wie einen Götzen »anbeten« und eine Antwort erwarten, dann können enttäuschte Klagen darüber, dass es sich um eine »taube Gottheit« handle, nicht ausbleiben. Mit dieser Formulierung zitiert Mendelssohn eine Passage aus seinen eigenen Briefen *Über die Empfindungen* (1755), die im zugeeigneten Band der *Philosophischen Schriften* enthalten sind. Dort wettet Palemon im sechsten Brief an Euphranor gegen diejenigen Gelehrten, die die Vernunft als »Haus-

götzen« behandelten und dann enttäuscht seien, eine »taube Gottheit« vor sich zu haben (*JubA* 1: 62). Wie Mendelssohn in seinen Briefen *Über die Empfindungen* im sensualistischen Fahrwasser von Shaftesburys *Moralists* (1709) eine strikt rationalistische und dogmatische Auffassung der Vernunft als irrig kritisiert,<sup>14</sup> so macht er zu Beginn der »Zueignungsschrift« darauf aufmerksam, dass jeder Anbiederungsversuch eines Schriftstellers an das anonyme Publikum zum Scheitern verurteilt ist.

Für beide Zentralkategorien der Aufklärung, die Vernunft ebenso wie das Publikum, müssen tragfähige Konzepte und Umgangsweisen erst mühsam erprobt werden. Mendelssohn reflektiert diesen Umstand, indem er mit der Metapher des Götzendienstes die Unfähigkeit veranschaulicht, die Abstraktheit der beiden Konzepte auszuhalten. Er untermauert dies mit Zitaten aus dem ersten Buch der Könige. In der betreffenden Episode beweist der Prophet Elia dem König Ahab und dessen Anhängern, die vom Glauben an den Gott der Israeliten abgefallen sind und stattdessen dem Götzen Baal frönen, mit einer Feuerprobe auf dem Berg Carmel, dass allein JHWH der wahre Gott ist. Die Baal-Diener nämlich mögen »von Morgen bis an den Mittag« rufen, so folgt doch »keine Stimme noch Antwort« von ihrem Götzen (1. Könige 18,26); der für Baal bereitete Opferaltar fängt anders als der von Elia für JHWH errichtete Opferaltar kein Feuer. Das Publikum wie eine anthropomorphisierte Gottheit anzubeten und eine Antwort von ihm zu erwarten, so die Pointe dieses Bibelzitats, verlohnt ebenso wenig wie die Anbetung des Götzen Baal.

Entsprechend rückt Mendelssohn das Publikum im weiteren Verlauf der »Zueignungsschrift« in eine andere Funktionsstelle, nämlich diejenige eines Richters: Er verklagt nicht das Publikum ob seiner Harthörigkeit, sondern er klagt Lessing »vor dem tauben Richter, dem Publiko« an. Damit zieht er den Freund hier vor ebenjener Instanz zur Rechenschaft, die dieser selbst im Rahmen des Literaturstreits konzeptuell profiliert und immer wieder ausdrücklich adressiert hatte.<sup>15</sup> Nicht zuletzt aufgrund ihres prominenten Gebrauchs durch Lessing nämlich gilt die Bezeichnung »Publikum« in den Literaturdebatten zwischen Leipzig, Zürich und Berlin als Begriffsprägung der sogenannten Berliner Partei um Mendelssohn, Lessing und Nicolai. So spricht der Leipziger Literaturkritiker Johann Christoph Gottsched im Oktober 1760 in einer Rezension der lessingschen Fabeln despektierlich von dem »Ding«, das in Berlin »itzt das *Publicum*« heiße.<sup>16</sup> Gottscheds Distanz zu den in Berlin propagierten neuen Formen literarischer Kommunikation manifestiert sich hier in einer ausgeprägten Skepsis gegenüber dem neuen Begriff des Publikums. Während Lessing und andere zu dieser Zeit intensiv über die Bildung eines sogenannten Publikums nachdenken und es als Richtinstanz ihres Schreibens zu begreifen beginnen, bleibt Gottsched bei der in seinem *Versuch einer Critischen Dichtkunst* (1742) markierten

Position, Poeten dürften sich »niemals nach dem Geschmacke der Welt, das ist, des großen Haufens, oder des unverständigen Pöbels richten. Dieser vielköpfige Götze urtheilt oft sehr verkehrt von Dingen«. <sup>17</sup> Im Sinne der Berliner Partei hingegen, daran erinnert Mendelssohn in der »Zueignungsschrift« seinen Mitstreiter Lessing, ist das Publikum – richtig verstanden – weder Haufen noch Pöbel, und es ist ebenso wenig ein »Götze« wie die Vernunft, sondern ein gerechter »Richter«. Als tauber Richter, der »gerechte Urtheile fällt, ohne zu hören«, werde es ähnlich wie der vom hier zitierten biblischen Propheten Jesaja beschworene Messias »nicht richten nach dem, was seine Augen sehen, noch Urteil sprechen nach dem, was seine Ohren hören, sondern wird mit Gerechtigkeit richten die Armen und rechtes Urteil sprechen den Elenden im Lande« (Jesaja 11,3-4). Die ›Taubheit‹ des Publikums erscheint in diesem intertextuellen Verweisgeflecht nicht mehr als empörende Verweigerungshaltung eines anthropomorphisierten Götzen, sondern als notwendige Bedingung seiner Unparteilichkeit und Unbestechlichkeit als Richtinstanz.

So thematisiert Mendelssohn mit seinem intertextuellen Spiel die Anonymität eines unter neuen Buchmarktbedingungen immer breiter werdenden Publikums als eine veritable Herausforderung, mit der die Schriftsteller der Zeit einen Umgang finden müssen. Wie Lucian Hölscher formuliert, erscheint das Publikum nun als »ein fiktiver Partner, den man in Büchern und Zeitschriften zum Kunden und Freund erklärt, als Zeuge im Streit der Meinungen angerufen und vor allem als Richter anerkannt hatte, der über alle Streitfälle das letztgültige Urteil zu fällen allein in der Lage sei«. <sup>18</sup> Verehrt und angefleht, verweigert das Publikum indes – anders als Einzelpersonen wie Gönner oder Freunde – jede Antwort. Wer unter den neuen Buchmarktbedingungen publiziert, kann weder kontrollieren, wen er erreicht noch wie die Resonanz ausfallen wird.

Anders indes sieht es mit persönlichen Freunden aus, denn in ihrer Kommunikation gelten andere Gesetze als zwischen Autor und Publikum. Freunde sind kein Abstraktum, kein anonymes Lesepublikum, sondern direkte Adressaten. Wenn Mendelssohn Lessing als einen Götzen anspricht, zu dessen Füßen er seine *Philosophischen Schriften* ablege, dann ist darin ein Fehlverhalten Lessings als Freund angesprochen, zeigt dieser sich doch ebenso »harthörig« wie das fälschlich angebetete anonyme Publikum und verweigert ebenso wie dieses die Antwort. Lessing hat Mendelssohns Freundschaft enttäuscht, wie das Teilzitat eines Hoheliedverses verdeutlicht: »Aber als ich meinem Freund aufgetan hatte, war er weg und fortgegangen. Meine Seele war außer sich, dass er sich abgewandt hatte. Ich suchte ihn, aber ich fand ihn nicht; ich rief, aber er antwortete mir nicht« (Hohelied 5,6). Die Intimkommunikation des Hohelieds steht hier in direktem Kontrast zu der kollektiven Götzenanbetung in Könige 18. Lessing verhält

sich mithin, so die Pointe dieser Zitat-Montage, nicht wie ein Freund, sondern wie ein falscher Gott.

Darüber hinaus verstößt er gegen den Imperativ aufklärerischer Betrieb-samkeit. In Verneinung der anthropomorphisierenden Zuschreibungen, mit denen Elia im 1. Buch der Könige 18,27 die Baal-Anhänger verspottet (»Ruft laut! denn er ist ein Gott; er dichtet oder hat zu schaffen oder ist über Feld oder schläft vielleicht, daß er aufwache«), höhnt Mendelssohn: »Oh nein! Dichten kann er, aber leider! will ja nicht; Reisen möchte er, aber das kann er nicht. Zum Schlafen ist sein Geist zu munter, und zu Geschäften zu faul«. Lessing verhält sich demzufolge nicht anders als die Heiden und ihre metallenen Götzen, die in Psalm 115,5-7 verspottet werden: »Sie haben Mäuler und reden nicht, / sie haben Augen und sehen nicht, / sie haben Ohren und hören nicht, / sie haben Nasen und riechen nicht, / sie haben Hände und greifen nicht, Füße haben sie und gehen nicht, / und kein Laut kommt aus ihrer Kehle. / Die solche Götzen machen, sind ihnen gleich, / alle, die auf sie hoffen«. Mendelssohn stellt diesen Zustand in der »Zueignungsschrift« als Ergebnis eines Versteinerungsprozesses dar: »Sonst« – in der Berliner Zeit – habe Lessing mit »Ernst« orakelt und mit »Spott« geißelt, »itzt« aber – in Breslau – sei er »verstummt« und habe »seine Geißel Andern übergeben«. Er hört, spricht, fühlt und sieht nicht mehr und ist in diesem Sinne für Mendelssohn zum leblosen Götzen erstarrt, der sich in einem Kartenspiel namens Pharao, das zu den populärsten Glücksspielen der Zeit gehört, gleichsam selbst mumifiziert. Ohne Lessings »Geißel« aber, so Mendelssohn in Anspielung auf Lessings Kürzel-Anagramm *flagello*,<sup>19</sup> fehle den *Litteraturbriefen* die kritische Schlagkraft: Die anderen Mitarbeiter Nicolai, Mendelssohn und – neu hinzugekommen – Abbt »streichen zu sanft, denn sie fürchten Blut zu sehen«. Mit seiner »Zueignungsschrift« klagt Mendelssohn also sowohl Lessings Verpflichtung gegenüber dem Publikum als gegenüber ihm selbst, dem Berliner Freund, ein.

Nach diesem ersten Durchgang durch das dichte intertextuelle Gestrüpp der »Zueignungsschrift« gilt es nun einen Schritt zurückzutreten und ihr Montage-Verfahren als ein stilistisches Prinzip in den Blick zu nehmen. Mendelssohn überträgt unter Verwendung der lutherschen Bibelübersetzung den sogenannten Musivstil, der sich im gelehrten jüdischen Schrifttum des Mittelalters ausgebildet hatte, aus dem Hebräischen ins Deutsche. Das Prinzip dieses Stils besteht darin, dass der eigene Text weitgehend aus biblischen und zum Teil auch talmudischen Wendungen zusammengefügt wird.<sup>20</sup> Im 18. Jahrhundert wandeln sich der Gebrauch und die Wertung dieses intertextuellen Verfahrens. Die jüdischen Aufklärer, die sich um eine Bereinigung des rabbinischen Sprachbestands durch eine Rückorientierung am biblischen Hebräisch bemühen, adaptieren einerseits die intertextuellen Verfahren des Musivstils für ihre stark phrasenhaltige und figurativ verfahren-

rende Rhetorik, die sie *Meliza* nennen.<sup>21</sup> Andererseits wird der Musivstil in den intensiven Geschmacksdiskussionen der Aufklärungszeit zwiespältig bewertet; er gilt zwar als besonders gelehrt und kunstvoll, aber auch als schwülstig und blumig. Ins Deutsche transferiert, wirkt er wie ein grotesker Wiedergänger des ›barocken Schwulstes‹, den die Literaturkritiker der Zeit im Namen von Schlichtheits- und Natürlichkeitsidealen vehement bekämpfen.<sup>22</sup> Auf ebendiesen Effekt setzt Mendelssohn in seiner bewusst manierten Zitat-Montage. Fein-ironisch selbst zwischen den Polen »Ernst« und »Spott« oszillierend, die er für Lessings einstige publizistische Aktivität absteckt, positioniert Mendelssohn sich mit der »Zueignungsschrift« als jüdischer Aufklärer,<sup>23</sup> der aufklärerische Schlagwörter wie »Schriftsteller« und »Publikum« zu satirischen Zwecken mit einem exzessiv intertextuellen Verfahren verbinden kann, das er aus der rabbinischen hebräischen Tradition ins Deutsche überträgt.

Freilich kann Mendelssohn für seine Zitat-Montage stilistisch noch auf einen anderen Traditionsstrang zurückgreifen. In den antiken, christlichen und humanistischen Literaturbeständen entspricht dem Verfahren des hebräischen Musivstils das Prinzip des sogenannten Cento, der Versatzstücke aus bekannten Texten – vornehmlich aus Homer, Vergil und der Bibel – zu neuen Aussagen kombiniert.<sup>24</sup> Mit einem solchen Verfahren hat zwei Jahre, bevor Mendelssohn seine »Zueignungsschrift« verfasst, ein Autor den deutschen Buchmarkt aufgemischt, dessen Schriften in den folgenden Jahren zum Inbegriff dunklen Stils avancieren werden: Johann Georg Hamann.<sup>25</sup> Und in der Tat nimmt Mendelssohn in seiner »Zueignungsschrift« ganz konkret Anleihen bei Hamanns *Sokratischen Denkwürdigkeiten* (1759). Deren exzessive Intertextualität und komplizierte Adressatenstruktur können hier nicht annähernd aufgefächert werden. Vielmehr soll es im Folgenden nur darum gehen, den Anspielungshorizont von Mendelssohns »Zueignungsschrift« unter Rückgriff auf die hamannsche Vorlage weiter zu erhellen.

Zunächst einmal gewinnt die in der »Zueignungsschrift« umkreiste Thematik des Spiels mit Blick auf Hamanns Schrift eine zusätzliche Dimension. Sokrates' berühmte Aussage »Ich weiß nichts« erklärt Hamann in den *Sokratischen Denkwürdigkeiten* durch eine Analogie, die Mendelssohn 1760 in seiner Rezension für die *Briefe, die neueste Litteratur betreffend* ausführlich zitiert (*JubA* 5.1: 204 f.): »Wir wollen annehmen«, so Hamann, »daß wir einem Unbekannten ein Kartenspiel anböthen«. Wenn der Angesprochene antworte, er spiele nicht, so könne das bedeuten, dass er das Spiel nicht beherrsche oder dass er grundsätzlich eine Abneigung dagegen habe. Wenn es sich indes um einen ehrlichen Mann handle, der von Betrügern zum Spiel aufgefordert werde, dann ergibt sich Hamann zufolge noch eine dritte Möglichkeit, und diese sei es, die analog zu Sokrates' Aussage »Ich weiß nichts« zu setzen sei:

»*Ich spiele nicht*, nämlich, mit solchen als ihr seydt, welche die Gesetze des Spiels brechen und das Glück desselben stehlen [...].« In diese rauhe Töne läßt sich die Meynung des Sokrates auflösen, wenn er den Sophisten, den Gelehrten seiner Zeit, sagte: Ich weiß nichts. Daher kam es, daß dies Wort ein Dorn in ihren Augen und eine Geißel auf ihren Rücken war [4. Mose 33,55; Josua 23,13].<sup>26</sup>

Vor dem Hintergrund dieser Passage, die über die intertextuelle Brücke der »Geißel« mit der »Zueignungsschrift« verbunden ist, läßt sich Mendelssohns Kritik an Lessings Leidenschaft für das Glücksspiel besser greifen. Das für Mendelssohns Aneignung des hamannschen Gedankenspiels entscheidende Moment liegt in der rechtschaffenen Verweigerungshaltung gegenüber Heuchelei und Betrug. In diesem Licht erscheint das Glücksspiel nicht nur als müßiger Zeitvertreib, sondern als handfester Verrat am kritischen Projekt der Aufklärung. Indem Lessing sich nicht dem Spiel verweigert und »seine Geißel andern« übergibt, spielt er das falsche Spiel bequemer Sophisterei mit und gibt die unbedingt kritische Haltung auf, für die Sokrates' »Ich weiß nichts« steht.

Der implizite Rekurs auf Sokrates als Inbegriff einer kritischen Haltung, den Mendelssohn in seiner »Zueignungsschrift« in Anspielung auf Hamanns *Sokratische Denkwürdigkeiten* gestaltet, ist allerdings ein spannungsreicher, denn im Umgang mit Sokrates als Referenzfigur bestehen tiefe Differenzen zwischen den beiden Autoren. Indem Mendelssohn die »Ich weiß nicht«/»Ich spiele nicht«-Analogie als Mahnruf aufklärerischer Rechtschaffenheit versteht, konterkariert er Hamanns gegenaufklärerische Stilisierung des Sokrates zur Präfiguration Jesu Christi mit dem aufklärerischen Sokrateskult, gegen den Hamann gerade angeht.<sup>27</sup> Und auch Mendelssohns Einschätzung, Bewertung und Adaption von Hamanns Stil sind von Missverständnissen und Ambivalenzen geprägt. Zunächst zeigt er sich im Juni 1760 in einer Rezension der *Sokratischen Denkwürdigkeiten* für die *Litteraturbriefe* begeistert von Hamanns Schreibart. Ausdrücklich lobt er den Stil der kleinen, »mit ungemeinem Witze« geschriebenen Schrift, der dem winckelmannschen ähnlich sei: »Derselbe körnigte aber etwas dunkele Styl, derselbe feine und edle Spott, und dieselbe vertraute Bekanntschaft mit dem Geiste des Alterthums« (*JubA* 5.I: 200). Sowohl im Rahmen der öffentlichen Auseinandersetzung über Rousseaus *Julie* im Oktober 1761 (*JubA* 5.I: 441-453; vgl. *JubA* 11: 272) als auch im privaten Briefwechsel im Februar/März 1762 läßt Mendelssohn sich spielerisch-kritisch auf Hamanns Cento-Stil ein (*JubA* 11: 291-294, 299-301, 307f.).<sup>28</sup> Bald aber kommt er zu der Einsicht, dass es sich bei Hamanns Stil nicht nur um exklusive Raffinesse, sondern um das Ausdrucksmittel einer gegenaufklärerischen Haltung handelt.<sup>29</sup> So erklärt er im September 1762 in den

*Litteraturbriefen*, dass er sich in der Interpretation des hamannschen Stils getäuscht habe: »Ich glaubte, der Verf[asser] habe diesen seltsamen, beynahe mystischen Ton nur zur Belustigung angenommen, als eine Art von Maske, um seinen Freunden etwas zu errathen zu geben« (*JubA* 5.1: 559).

In genau dieser Funktion – als ein Maskenspiel zur Belustigung des Freundes,<sup>30</sup> der die Anspielungen erraten soll – parodiert Mendelssohn ein Jahr zuvor, im September/Oktober 1761, mit seiner »Zueignungsschrift« an Lessing Hamanns Vorrede zu seinen *Sokratischen Denkwürdigkeiten*, die »An das Publicum, oder Niemand, den Kundbaren« gerichtet ist:

*Du* führst einen Namen, und brauchst keinen Beweis *Deines* Daseyns, *Du* findest Glauben, und thust keine Zeichen denselben zu verdienen, *Du* erhältst Ehre, und hast weder Begrif noch Gefühl davon. *Wir wissen, daß es keinen Götzen in der Welt giebt* [1. Korinther 8,4]. Ein Mensch bist *Du* auch nicht; doch must *Du* ein menschlich Bild seyn, das der Aberglaube vergöttert hat. Es fehlt *Dir* nicht an Augen und Ohren, die aber nicht sehen, nicht hören [Psalm 115,5]; und das künstliche Auge, das *Du* machst, das künstliche Ohr, das *Du* pflanzest [Psalm 94,9], ist, gleich den *Deinigen*, blind und taub. *Du* must alles wissen, und lernst nichts [Sprüche 9,13]; *Du* must alles richten, und verstehst nichts, lernst immerdar, und kannst nimmer zur Erkenntnis der Wahrheit kommen [2. Timotheus 3,7]; *Du* dichtest, hast zu schaffen, bist über Feld, oder schläfst vielleicht, wenn *Deine* Priester laut ruffen, und *Du* ihnen und ihrem Spötter mit Feuer antworten solltest [1. Könige 18,27].<sup>31</sup>

Sowohl thematisch als auch stilistisch ist diese Anfangspassage der Vorrede deutlich als Vorlage für Mendelssohns »Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen« erkennbar. Auch hier wird die Vorführung des Publikums als Götze intertextuell mit der Elia-Episode aus Könige 18 angereichert; die Anonymität des Publikums wird wie bei Mendelssohn in alttestamentlichen Zitaten der Taubheit und Blindheit sowie in Paradoxa gefasst. In diesem engen intertextuellen Bezugsverhältnis tritt umso greller hervor, wie stark sich die ideologischen Positionen der beiden Autoren unterscheiden. Hamann dient die satirische Adresse ans Publikum als »Niemand« dazu, seine eigene Position als Christ, der den wahren Gott anbetet, der Position der Aufklärer gegenüber zu stellen, die das Publikum seiner Meinung nach als falschen Gott verehren. Demgegenüber bringt Mendelssohn in der »Zueignungsschrift« seine Position als Jude mit seiner Position als Aufklärer zur Deckung, indem er nur eine falsch verstandene Orientierung am Publikum als Götzendienst verwirft und umso nachdrücklicher eine kritische Verpflichtung gegenüber dieser neuen Größe des literarischen Lebens einklagt.

Dass diese Konfliktlinien wiederum Teil eines größeren literaturpoli-

tischen Spannungsfelds sind, wird erkennbar, wenn man das Geflecht von intertextuellen Verweisen weiter in die 1750er Jahre zurückverfolgt. Hamanns Frühschrift *Sokratische Denkwürdigkeiten* nämlich bezieht sich im Rahmen des damaligen Literaturstreits mit einem regelrechten Feuerwerk von Anspielungen herausfordernd auf die publizistischen Aktivitäten der Berliner Freunde Lessing, Mendelssohn und Nicolai. Schon die im Untertitel angezeigte Bestimmung der *Sokratischen Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publicums zusammengetragen von einem Liebhaber der langen Weile* ist als Verweis auf die Langeweile des fiktiven Offiziers zu lesen, an den die Berliner *Briefe, die neueste Litteratur betreffend* ihrer Herausgeberfiktion zufolge gerichtet sind.<sup>32</sup> Vor diesem Hintergrund kann es nicht überraschen, dass sich Hamanns die *Sokratischen Denkwürdigkeiten* eröffnende Adresse »An das Publicum, oder Niemand, den Kundbaren« wiederum selbst als eine Parodie auf Nicolais »Zueignungsschrift an die Nachwelt« erweist, die dieser seinen *Briefen über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland* (1754) vorangestellt hatte:

Madame!

*Ihr* werdet von dem Chore der Schriftsteller so sehr verehret, und so ofte angerufen, daß man zweifeln möchte, ob *Ihr* eine Königin, oder eine Göttinn wäret, ich habe es aber dennoch gewagt, *Euch* einen menschlichen Titel beizulegen, weil ich finde, daß die Götter alles wissen, und daß *Ihr* so viel mit den Königen gemein habt, daß *Ihr*, wie sie, von den Büchern, die man *Euch* dediciret, selten etwas erfahret. Dieses Schikksal ist so allgemein, daß ich die Behutsamkeit des Philosophen nicht mißbilligen kann, der *Euch* sein Buch, gleich einem Prima-Wechsel, unter dem Bedinge zugeeignet hat, *wann es Euch zu Gesichte kommen sollte*. Ohne so behutsam zu sein, als er, dedicire ich *Euch* mein Buch unter gleichen Umständen. Wann *Euch* sein Buch zu Gesichte kommen wird, so werdet *Ihr* von den metaphysischen Streitigkeiten, die es abhandelt, so wenig wissen, als von dem Hermann, dem Versuche von Trauerspielen, dem *Joseph*, tragischen und epischen Geschlechts, *dem gepryften Abraham*, und dem wohlverdienten Köhler. Mein Philosoph verlangt von *Euch*, daß *Ihr* untersuchen solt, ob nicht vielleicht sein Buch daran Schuld sein könnte, daß *Ihr* einige Irrthümer weniger hättet. Ich verlange nicht so viel von *Euch*; Wann *Euch* mein und sein Buch zu Gesichte kommen sollte, so könnet *Ihr* sie ansehen, als einen alten Stoß Akten, von abgethanenen Processen; die man zuweilen durchlieset, um sich in dem *Stilo curiæ* zu üben. Ich bin  
Madame

Euer

demüthigster Diener

Der Herausgeber.<sup>33</sup>

Mit dieser »Zueignungsschrift an die Nachwelt« markiert Nicolai als fingierter Herausgeber seiner *Briefe* eine distanzierte Haltung zum titelgebenden *itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland*. Die Dringlichkeit seiner gegenwartsbezogenen Polemik relativiert er in einer Geste der Selbsthistorisierung mit dem abgeklärten Hinweis, dass die als Madame adressierte Nachwelt dieses Buch »als einen alten Stoß Akten, von abgethanenen Processen« werde behandeln können. Indem er in willkürlicher Reihenfolge literarische Veröffentlichungen aus dem Leipziger und aus dem Zürcher Lager – darunter den *Hermann* (1751) des Gottsched-Mitstreiters Christoph Otto von Schönau und den *Gepryften Adam* (1753) Johann Jacob Bodmers – aufruft und prophezeit, dass sie allesamt bald dem Vergessen anheimfallen werden, verleiht er seinem Anspruch Nachdruck, den deutsch-schweizerischen Literaturstreit durch eine neue, reflektiert vermittelnde Position zu überwinden.<sup>34</sup> Darüber hinaus ist Nicolais ironische Adressierung der Nachwelt als »Madame« ebenso wie Hamanns und Mendelssohns spätere Zueignungsspiele auch als Auseinandersetzung mit den neuen Buchmarktbedingungen und der abstrakten Größe des Publikums zu lesen, das sich der direkten Ansprache und überhaupt der Personifizierung eigentlich entzieht.

Auf dieses Problem hatte kurz zuvor eine andere Zueignungsschrift aufmerksam gemacht, die Nicolai als Vorlage seiner eigenen dient. Bei dem Philosophen, auf den Nicolai in seiner »Zueignungsschrift an die Nachwelt« wiederholt Bezug nimmt, handelt es sich um Pierre Le Guay de Prémontval. Dieser hatte seine *Pensées sur la liberté* (1754) mit einer Zueignung »A la postérité« versehen:

Si mon livre vous parvient, je vous le dédie. S'il ne vous parvient point, il est à croire qu'il ne mérite d'être dédié à personne. Vous aurez appris par d'autres que par moi, qu'il fut au tems & au lieu où j'ai écrit, un Prince, digne Frere du plus sage des Rois, humain, guerrier, philosophe, ami des lettres & de ceux qui les cultivent. Apprenez qu'il fut mon Bienfaiteur: c'est à Lui que j'ai dû le loisir philosophique, dont je souhaite que vous retiriez quelque fruit. Vous concevrez sans peine, à la fermeté de mon caractère, que je n'ai point recherché les applaudissemens de mes contemporains. Ne pensez pas que je me sois proposé les vôtres, dont je doute trop en écrivant ce livre, & que je ne sentirai plus quand vous le lirez. Si, parceque j'ai écrit, il arive que vous ayez une erreur ou deux, de moins que si je n'eusse point écrit, il y auroit là me combler de joie. Mais hélas! c'est ce que j'ignore, dans le tems où je suis, de même que dans celui où vous êtes. Adieu.<sup>35</sup>

Zwar reflektiert Prémontval in seiner Zueignungsschrift an die Nachwelt, dass sich die Wege, die sein Buch nehmen wird, seiner Kenntnis und seiner Kontrolle entziehen. Innerhalb dieses Adressierungsrahmens »A la postérité« aber erweist er doch auf indirekte Weise seinem Gönner (»Bienfaiteur«), dem Prinzen Friedrich Heinrich Ludwig von Preußen, sowie dessen Bruder, dem preußischen König Friedrich II., seine Reverenz. Nicolai hingegen verzichtet auf eine solche traditionelle Dankesbezeugung gegenüber einem Gönner und anthropomorphisiert stattdessen spielerisch die Nachwelt selbst zur Königin, nur um dafür von Hamann mit einer Parodie verspottet zu werden, die dann wiederum Mendelssohn in seiner »Zueignungsschrift« an Lessing parodiert. Zwischen Prémontval, Nicolai, Hamann und Mendelssohn ergibt sich so ein kompliziertes Geflecht experimenteller und parodistischer Zueignungspraktiken im Zeichen eines neuen Publikumsverständnisses und neuer Buchmarktbedingungen.

Um den Problemhorizont dieser parodistisch aufeinander bezogenen Zueignungsschriften zu verstehen, ist es geboten, sie in der Geschichte des Widmungswesens zu verorten.<sup>36</sup> Die Übereignung eines Werks ist bis ins ausgehende 17. Jahrhundert verbunden mit der Erwartung politischer, ideeller und materieller Unterstützung und bedarf der vorher eingeholten Einwilligung des Adressaten oder der Adressatin.<sup>37</sup> Mit der Verschiebung von hochstehenden Einzelpersonen, die als Gönner wirken, zum anonymen Publikum des Buchmarkts, den unabhängige Autoren bedienen sollen, gerät die Widmung als unterwürfiger Bettelbrief in Verruf.<sup>38</sup> Auf das Zueignen zu verzichten, gehört nun zum guten aufklärerischen Ton. So erklärt Lessing in der *Vorrede* zum ersten Teil seiner *Schriften* (1753), er sei ein »abgesagter Feind« des Zueignens (*WB* 2: 602).<sup>39</sup> Entgegen der Annahme allerdings, das Widmen sei im Zuge der Verbürgerlichung des literarischen Publikums und der Geburt des sogenannten freien Schriftstellers nahezu zum Erliegen gekommen, hat Reinhard Wittmann darauf aufmerksam gemacht, dass das Widmungswesen im 18. Jahrhundert eine neue Dimension gewinnt. Losgelöst von seiner klar definierten Funktion, kann das überkommene Paratextgenre mit ungeahnter Flexibilität eingesetzt werden. Die Autoren, die für den im Entstehen begriffenen anonymen Markt schreiben, variieren die tradierten Topoi und formen sie um. So sind um die Jahrhundertmitte fiktiv-satirische Widmungen beliebt; und zunehmend wird die Zueignung dazu verwendet, »die öffentliche Manifestation einer privaten Beziehung zwischen dem Autor und seinem ersten Leser« vorzuführen.<sup>40</sup> So entfaltet sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts »ein überaus reich differenziertes Spektrum von Widmungsvorreden an bürgerliche Adressaten«.<sup>41</sup>

Die Parodienkette der Zueignungsschriften Prémontvals, Nicolais, Hamanns und Mendelssohns bildet einen besonderen Strang durch diese experimentierfreudige Umbruchphase der Widmungspraxis.<sup>42</sup> Mit ihren

satirischen Dedikationsstrategien versuchen sie die Kluft zu überbrücken, die sich unter den neuen Bedingungen des Buchmarkts zwischen dem individuellen Schriftsteller und seinem anonymen Publikum auftut. Die Abstrakta der Nachwelt und des Publikums rücken in die Paratexte und nehmen dort, ironisch umspielt, den bisher für sozial höherstehende Einzelpersonen reservierten Platz der Widmungsadressaten ein. So formt Nicolai seine »Zueignungsschrift an die Nachwelt« scherzhaft nach dem Muster der traditionellen Widmungsepistel, wenn er die Nachwelt als »Madame« anspricht, die wohl »Königin« oder »Göttin« sein müsse. Hamann kontert in der Zueignung seiner *Sokratischen Denkwürdigkeiten*, indem er Nicolais Adressierung der »Nachwelt« als »Madame« in Anspielung auf Odysseus' List an dem Menschenfresser Polyphem mit einer Adresse an »Niemand« parodiert und klarstellt: »Ein Mensch bist *Du* auch nicht; doch must *Du* ein menschlich Bild seyn, das der Aberglaube vergöttert hat.« Nicolais Anthropomorphisierung der »Nachwelt« erscheint damit in Hamanns Parodie als Überschätzung des Publikums und als Unfähigkeit, mit dessen Abstraktheit umzugehen. Ebendieser Umgang bleibt jedoch auch für Hamann eine Herausforderung: Stellt seine Zuschrift an »Niemand« eher eine Epistel *gegen* das Publikum als *an* dasselbe dar, operiert er doch gleichwohl selbst mit dieser neuen Größe des Buchmarkts: »Er kämpft mit Hilfe des Publikums gegen das Publikum, das er öffentlich zum Gespött macht.«<sup>43</sup> Am Publikum führt nun sowohl für die Aufklärer als auch für ihre Opponenten kein Weg mehr vorbei.

Mendelssohn schreibt sich mit seiner »Zueignungsschrift«, in der er sich *an* Lessing zugleich kritisch *gegen* ihn wendet und ihn an seine Verpflichtung gegenüber dem Publikum erinnert, in diese Gemengelage ein. Er reagiert einerseits auf eine ganze Reihe kritisch-ironischer Experimente mit dem überkommenen Genre der Widmungsepistel, die sich parodistisch aufeinander beziehen (Prémontval, Nicolai, Hamann), und wendet andererseits ihre Performanz in die privaten Gefilde freundschaftlicher Beziehung. Indem er mit intertextuellem Feinsinn die publizistische, privat-öffentliche Konstellation der 1750er Jahre aufruft, die beider Schreibsituation in den zurückliegenden Jahren definiert hatte, macht Mendelssohn seinem Freund Lessing das Zugeständnis: Dieses Werk, die *Philosophischen Schriften*, ist durch dich das geworden, was es ist.

Vor dieser semi-privaten »Zueignungsschrift«, die in eine komplexe literaturgeschichtliche Umbruchsituation eingelassen ist, muss jeder Versuch einer typologischen Erfassung von Paratexten kapitulieren. Die von Gérard Genette getroffene Unterscheidung zwischen der (handschriftlichen) Widmung eines Exemplars in seiner materiellen Greifbarkeit und der (gedruckten) Zueignung eines Werks als ideeller Einheit greift im Falle der mendelssohnschen »Zueignungsschrift« nicht.<sup>44</sup> Mendelssohns Zueignung ist nicht

allen Exemplaren der *Philosophischen Schriften* eingheftet, ist aber auch nicht handschriftlich nur dem für Lessing bestimmten Exemplar eingetragen, also nicht ganz und gar privat. Vielmehr stellt sie als gedruckte, nur sechs Exemplaren vorgebundene Widmung eine eigenwillige Mischform dieses Paratextgenres dar, die aus den Zirkulationspraktiken eines aufklärerisch-empfindsamen Freundschaftskreises in den 1750er Jahren erwachsen ist und in diesem auch als *running gag* lebendig bleibt.<sup>45</sup>

In dieser Verschachtelung von Autorschafts- und Freundschaftsbeziehungen spiegelt sich die komplexe Schreibsituation deutschsprachiger Autoren um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Damit stellt Mendelssohns kleiner Text sich als bemerkenswertes Dokument einer Literatur- und Buchkultur im Umbruch dar. Die »Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen« verdichtet und reflektiert zentrale literaturgeschichtliche Neuerungen während der Zeit des Siebenjährigen Krieges ebenso wie personelle Konflikt- und Freundschaftskonstellationen. Ihre intertextuellen Verästelungen führen tief in eben die Gemengelage des literarischen Lebens um 1760 hinein, in der zentrale Begriffe neuzeitlicher literarischer und literaturkritischer Kommunikation ausgehandelt und erprobt werden. Ausgerechnet dieser kleine, nur auf editorischen Seitenpfaden überlieferte semi-private Text erweist sich als ein Dokument autorschaftlicher und freundschaftlicher (Selbst-)Verständigung und damit als ein Schlüsseltext der deutschen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Freie Universität Berlin

- 1 Nicolai berichtet davon in: Gotthold Ephraim Lessing, Briefwechsel mit Karl Wilhelm Ramler, Johann Joachim Eschenburg und Friedrich Nicolai. Nebst einigen Anmerkungen über Lessings Briefwechsel mit Moses Mendelssohn [von Friedrich Nicolai]. Berlin/Stettin 1794. S. 349-351.
- 2 Vgl. Conrad Wiedemanns Kommentar in Gotthold Ephraim Lessing, Werke und Briefe in zwölf Bänden. Hg. von Wilfried Barner u. a. Bd. 3. Frankfurt am Main 2003. S. 338-364; Cord-Friedrich Berghahn, Das Wagnis der Freundschaft. Nicolai, Lessing und Mendelssohn in Berlin. In: Friedrich Nicolai (1733-1811). Hg. von Stefanie Stockhorst u. a. Berlin 2011. S. 271-284; Eva J. Engel-Holland, Die Bedeutung Moses Mendelssohns für die Literatur des 18. Jahrhunderts. In: Mendelssohn-Studien 4 (1979), S. 111-159; Hugh Barr Nisbet, Lessing. Eine Biographie. Aus dem Englischen von Karl S. Guthke. München 2008, S. 203-245.
- 3 Die Sigle *WB* verweist auf Gotthold Ephraim Lessing, Werke und Briefe in zwölf Bänden. Hg. von Wilfried Barner u. a. Frankfurt am Main 1985-2003.
- 4 Mit der Sigle *JubA* wird zitiert nach Moses Mendelssohn, Gesammelte Schriften. Jubiläumsausgabe. Hg. von Alexander Altman u. a. Stuttgart-Bad Canstatt 1971 ff.

- 5 Zitiert nach: Gotthold Ephraim Lessings Leben, nebst seinem noch übrigen litterarischen Nachlasse. Hg. von Karl Gotthelf Lessing. Bd. 1. Berlin 1793, S. 233 f.; auch in *JubA* 6.1: 189.
- 6 Magnus Gottfried Lichtwer, Auserlesene verbesserte Fabeln und Erzählungen in zweyen Büchern. [Bearb. von Karl Wilhelm Ramler]. Greifswald/Leipzig 1761, S. 74; auch in: Karl Wilhelm Ramler, Einleitung in die Schönen Wissenschaften. Nach dem Französischen des Herrn Batteux, mit Zusätzen vermehrt. Bd. 1. Leipzig 1756, S. 308. Auf die Würdigung Lichtwers in Ramlers *Einleitung in die Schönen Wissenschaften* (1756) hatte Mendelssohn schon in einer Rezension anerkennend hingewiesen (*JubA* 4: 171).
- 7 Vgl. zuletzt Europäische Fabeln des 18. Jahrhunderts. Zwischen Pragmatik und Autonomisierung. Traditionen, Formen, Perspektiven. Hg. von Dirk Rose. Bucha 2010.
- 8 1757/58 ringen Lessing und Mendelssohn um eine Rezension von Gleims *Fabeln* für Nicolais *Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste* (vgl. *JubA* 4: lxxxiii-xc); zur selben Zeit rezensiert Mendelssohn die zweite Auflage von Lichtwers Fabeln für die *Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste* (*JubA* 4: 171-184; vgl. *JubA* 11: 177).
- 9 Walter Hettche, »Von dem Verfasser selbst herausgegeben«. Überlieferungen und Textkritik der Fabeln Magnus Gottfried Lichtwers. In: Was ist Textkritik? Zur Geschichte und Relevanz eines Zentralbegriffs der Editionswissenschaft. Hg. von Gertraud Mitterauer u. a. Tübingen 2009, S. 171-181; Carsten Zelle, Autorschaft und Kanonbildung. Barrieren der Ramler-Rezeption in der Neugermanistik. In: Literatur und Kultur des Rokoko. Hg. von Matthias Luserke u. a. Göttingen 2001, S. 153-172, hier: S. 162-172.
- 10 Schon der früheste überlieferte deutsche Text Mendelssohns, ein auf den 16. März 1753 datiertes Fragment, handelt *Von den ohngefahren Zufällen* und führt das Pharaospiel als Beispiel an (*JubA* 2: 3-5). In den Schriften, die 1754/55 während des intensiven Kontakts zu Lessing entstehen, beschäftigt sich Mendelssohn wiederholt mit verwandten Fragen: Die zugeeigneten *Philosophischen Schriften* (1761) enthalten Mendelssohns *Gedanken von der Wahrscheinlichkeit* (1756) und seine *Philosophischen Gespräche* (1754), in denen unter anderen Pierre Le Guay de Prémontvals Schriften *Pensées sur la liberté* (1754) und *Le Hazard sous l'empire de la Providence* (1754) kritisch besprochen werden (*JubA* 1: 36-39). Auch die schillernde Persönlichkeit Prémontvals selbst ist ein wiederkehrender Gesprächsgegenstand der Freunde (*JubA* 11: 17, 110 und 117).
- 11 Peter Schnyder, Alea. Zählen und Erzählen im Zeichen des Glücksspiels, 1650-1850. Göttingen 2009, S. 24-29; Thomas M. Kavanagh, Enlightenment and the Shadows of Chance. The Novel and the Culture of Gambling in Eighteenth-Century France. Baltimore/London 1993.
- 12 Karl S. Guthke behauptet fälschlich, Lessing komme in diesem Brief, der eindeutig auf Mendelssohns *Zueignungsschrift* reagiert, »ganz unvermittelt« auf das Spiel als Thema zu sprechen (Karl S. Guthke, Der Glücksspieler als Autor. Überlegungen zur »Gestalt« Lessings im Sinne der inneren Biographie. In: *Euphorion* 71.4 (1977), S. 353-382, hier: S. 360).
- 13 Benjamin W. Redekop, Enlightenment and Community. Lessing, Abbt, Herder, and the Quest for a German Public. Montreal u. a. 2000; Öffentlichkeit – Ge-

- schichte eines kritischen Begriffs. Hg. von Peter Uwe Hohendahl. Stuttgart/Weimar 2000.
- 14 Mark-Georg Dehrmann, Das »Orakel der Deisten«. Shaftesbury und die deutsche Aufklärung. Göttingen 2008, S. 236-270.
  - 15 Wilfried Barner, Lessing und sein Publikum in den frühen kritischen Schriften. In: Lessing aus heutiger Sicht. Hg. von Edward P. Harris und Richard E. Schade. Bremen/Wolfenbüttel 1977, S. 323-343; Redekop (Anm. 13), S. 58-122.
  - 16 Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 10 (1760), S. 748-757, hier: S. 751 f.; vgl. *WB* 4: 949-955.
  - 17 Johann Christoph Gottsched, Ausgewählte Werke. Hg. von Joachim Birke und Brigitte Birke. Bd. 6.1. Berlin/New York 1973, S. 186.
  - 18 Lucian Hölscher, Öffentlichkeit. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Hg. von Reinhart Koselleck u. a. Bd. 4. Stuttgart 1978, S. 413-467, hier: S. 435.
  - 19 Hans Werner Seiffert, Neues über Lessings Literaturbriefe. In: Festschrift zur 250. Wiederkehr der Geburtstage von Johann Wilhelm Ludwig Gleim und Magnus Gottfried Lichtwer. Beiträge zur deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Hg. vom Gleimhaus. Halberstadt 1969, S. 65-79, hier: S. 77; Nisbet (Anm. 2), S. 333.
  - 20 Jutta Schumacher, Hebräischer Musivstil – Bibelreminiszenzen als Bausteine literarischer Mosaiken. In: Formelhaftigkeit in Text und Bild. Hg. von Natalia Filatkina u. a. Wiesbaden 2012, S. 153-162.
  - 21 Moshe Pelli, On the Role of *Melitzah* in Early Haskalah Literature and Its Reception at the End of the Period. In: ders., *Haskalah and Beyond. The Reception of the Hebrew Enlightenment and the Emergence of Haskalah Judaism*. Lanham u. a. 2010, S. 135-160.
  - 22 Karl Ludwig Schneider, Klopstock und die Erneuerung der deutschen Dichtersprache im 18. Jahrhundert. Heidelberg <sup>2</sup>1965, S. 36-38; Rüdiger Zymner, Schwulst. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hg. von Gert Ueding. Bd. 8. Tübingen 2007, Sp. 706-718; Manfred Windfuhr, Die barocke Bildlichkeit und ihre Kritiker. Stilhaltungen in der deutschen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts. Stuttgart 1966.
  - 23 Vgl. für eine Neubewertung von Mendelssohn Stellung in der jüdischen Aufklärung Shmuel Feiner, *Haskala – Jüdische Aufklärung. Geschichte einer kulturellen Revolution*. Aus dem Hebräischen [2001] übersetzt von Anne Birkenhauer. Hildesheim u. a. 2007.
  - 24 Christoph Hoch, Cento. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hg. von Gert Ueding. Bd. 2. Tübingen 1994, Sp. 148-157; Theodor Verwey und Gunther Witting, Der Cento. Eine Form der Intertextualität von der Zitatmontage zur Parodie. In: *Euphorion* 87.1 (1993), S. 1-27.
  - 25 Sven-Aage Jørgensen, Zu Hamanns Stil [1966]. In: ders., *Querdenker der Aufklärung. Studien zu Johann Georg Hamann*. Göttingen 2013, S. 17-34; Max L. Baeumer, Hamanns Verwendungstechnik von Centonen und Concertti aus der antiken, jüdischen und christlichen Literatur. In: *Johann Georg Hamann. Acta des Internationalen Hamann-Colloquiums in Lüneburg* 1976. Hg. von Bernhard Gajek. Frankfurt am Main 1979, S. 117-134.
  - 26 [Johann Georg Hamann], Sokratische Denkwürdigkeiten für die lange Weile

- des Publicums zusammengetragen von einem Liebhaber der langen Weile. Mit einer doppelten Zuschrift an Niemand und an Zween. Amsterdam [Königsberg/Halle] 1759, S. 45-47.
- 27 Daniel Krochmalnik, Moses Mendelssohn und die Sokrates-Bilder des 18. Jahrhunderts. In: Sokrates-Studien 4 (1999), S. 155-216; zum »gegenaufklärerischen Sokrates« Hamanns ebd., S. 168-182.
  - 28 Sven-Aage Jørgensen, Empfindung und Wahrscheinlichkeit. Hamanns Metakritik über Mendelssohns Besprechung von Rousseaus *Julie ou La Nouvelle Héloïse* [1981]. In: ders., Querdenker der Aufklärung. Studien zu Johann Georg Hamann. Göttingen 2013, S. 133-145.
  - 29 Vgl. den Stellenkommentar von Bruno Strauss in *JubA* 11: 481-485, 487f. und 490-492; allgemein auch Karlfried Gründer, Hamann und Mendelssohn. In: Religionskritik und Religiosität in der deutschen Aufklärung. Hg. von Karlfried Gründer und Karl Heinrich Rengstorf. Heidelberg 1989, S. 113-144.
  - 30 In einem Brief an Fromet Gugenheim vom 16. Oktober 1761 erklärt Mendelssohn, er habe »einem gewissen Freunde, der mir nie geantwortet, einen Spass machen wollen, und ihm beikommende Zueignungsschrift vor ein Exemplar binden lassen« (*JubA* 20.2: 75; auch in *JubA* 11: 266).
  - 31 Hamann (Anm. 26), S. 5-9. Vgl. zur Identifizierung der Zitate Fritz Blanke: Johann Georg Hamanns Sokratische Denkwürdigkeiten erklärt. Gütersloh 1959, S. 62-65.
  - 32 Blanke (Anm. 31), S. 53f.
  - 33 [Friedrich Nicolai], Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland. Berlin 1755. Unpaginierte Zueignung.
  - 34 Mark-Georg Dehrmann, Kritik, Polemik und Ästhetik beim frühen Friedrich Nicolai. In: Friedrich Nicolai und die Berliner Aufklärung. Hg. von Rainer Falk und Alexander Košenina. Hannover 2008, S. 29-43; Steffen Martus, Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommunikation vom 17. bis ins 20. Jahrhundert. Mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und George. Berlin u. a. 2007, S. 171-177; Horst Möller, Aufklärung in Preußen. Der Verleger, Publizist und Geschichtsschreiber Friedrich Nicolai. Berlin 1974, S. 64-79.
  - 35 Pierre Le Guay de Prémontval, Pensées sur la liberté, tirées d'un ouvrage manuscrit qui a pour titre: Protestations et déclarations philosophiques sur les principaux objets des connoissances humaines. Berlin/Potsdam 1754. Unpaginierte Zueignung.
  - 36 Diana Stört, Form- und Funktionswandel der Widmung. Zur historischen Entwicklung und Typologisierung eines Paratextes. In: »Aus meiner Hand dies Buch ...«. Zum Phänomen der Widmung. Hg. von Marcel Atze u. a. Wien 2006, S. 79-112; Gabriele Schramm, Widmung, Leser und Drama. Untersuchungen zu Form- und Funktionswandel der Buchwidmung im 17. und 18. Jahrhundert. Hamburg 2003. Vgl. zum weiteren Kontext den Sammelband Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit. Theorie, Formen, Funktionen. Hg. von Frieder von Ammon und Herfried Vögel. Berlin 2008.
  - 37 Burkhard Moeninghoff, Die Kunst des literarischen Schenkens. Über einige Widmungsregeln im barocken Buch. In: Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit. Theorie, Formen, Funktionen. Hg. von Frieder von Ammon und Herfried Vögel. Berlin 2008, S. 337-352.

- 38 Wolfgang Leiner, Dedikation. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hg. von Gert Ueding. Bd. 2. Tübingen 1994, Sp. 452-457; Christian Wagenknecht, Widmung. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hg. von Klaus Weimar u. a. Bd. 3. Berlin u. a. 2003, S. 842-845.
- 39 Hendrik Birus, Lessings Widmungen (mit einem Handschriftenfaksimile). In: Lessing Yearbook 13 (1981), S. 175-208.
- 40 Reinhard Wittmann, Der Gönner als Leser. Buchwidmungen als Quellen der Lesergeschichte. In: Parallelwelten des Buches. Beiträge zu Buchpolitik, Verlagsgeschichte, Bibliophilie und Buchkunst. Hg. von Monika Estermann u. a. Wiesbaden 2008, S. 1-28, hier: S. 7-8.
- 41 Wittmann (Anm. 40), S. 25.
- 42 Mehrere Autoren treiben die Widmungsexperimente weiter. So versieht Georg Christoph Lichtenberg 1773 seinen Beitrag zum Lavater-Mendelssohn-Streit mit einer satirischen Zueignung »An die Vergessenheit« und adressiert diese als »Allerdurchlauchtigste, Großmächtigste Monarchin« (Georg Christoph Lichtenberg, Timorus [...]). In: Satiren der Aufklärung. Hg. von Gunter Grimm. Stuttgart 1975, S. 137-173, hier: S. 137).
- 43 Wolfgang-Dieter Baur, Johann Georg Hamann als Publizist. Zum Verhältnis von Verkündigung und Öffentlichkeit. Berlin/New York 1991, S. 274.
- 44 Gérard Genette, Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Aus dem Französischen von Dieter Hornig. Frankfurt am Main 2001, S. 115-140.
- 45 So spielt Nicolai in einem Brief an Lessing vom 26. April 1773 auf Mendelssohns »Zueignungsschrift« an: »Mein lieber Lessing! Ob Sie gleich ein tauber und stummer Götze sind, der nicht antwortet, so richte ich doch immerfort meine Gebete an Sie, und bringe Ihnen meine Opfer, Hier ist ein neues!« (Lessing (Anm. 1), S. 348).

